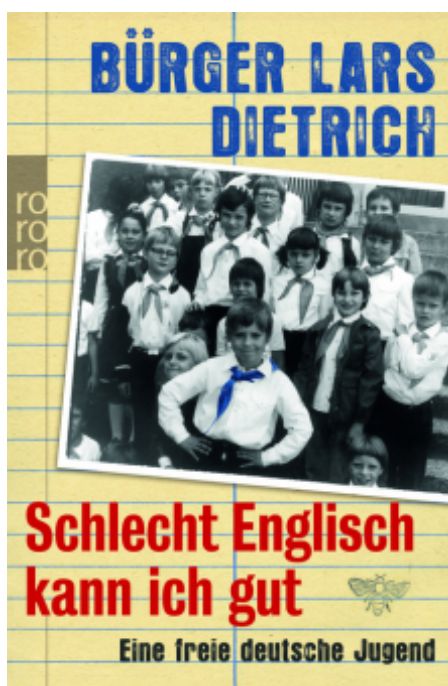


Leseprobe aus:

**Bürger Lars Dietrich**

# Schlecht Englisch kann ich gut



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

# Inhalt

Vorwort 7

Anfangsschwierigkeiten 11

Ach, du lieber Weihnachtsmann! 16

Der polytechnische Ritter 33

Sommerferien 44

Delikat essen: Letscho, Grilletta und Schweigrohr 54

Mary und die Fredis 62

Wenn erst der Abend kommt – alte Filme, junge  
Träume 68

Mein wissender Bruder aus dem Wald 72

Schokoladenpapiere zu Papierkörben! 82

Opa Settes Rumpelkammer 86

Durchbruch in sexy Anhalt 96

Wie ich meine Geschicklichkeit unter Beweis stellte 107

Sonderzug nach Potsdam 113

Machst du Breakdance? 119

Wenn der Vater mit dem Sohne 125

Bückwaren und andere Undinge 137

Fussgängerzonenkinder	151
Mein Dealer ist in Rente	158
Schlecht Englisch kann ich gut	166
Vom Sinn unseres Lebens	173
Neues Spielzeug, neues Glück	179
RAP und FDJ	198
Noch einen auf Lager, im ZV-Lager	205
Zehnte Klasse	212
Dirty Dresding	223
Das erste Mal	230

# Vorwort

Die DDR ist jetzt schon länger her, als sie gedauert hat – für mich zumindest. Zwanzig Jahre nach dem Mauerfall denke ich noch oft an die sechzehneinhalb Jahre im Arbeiter-und-Bauern-Staat, in denen ich immerhin den Grundstein für meine spätere Karriere als Rapper, Schauspieler und Comedian gelegt habe. Für mich waren es gute Jahre, nämlich meine ganze Kindheit und Pubertät. Und ja, diese Jugend fühlte sich ziemlich frei an, auch dank einer guten Mischung aus angeborenem Optimismus, nicht wegzu Erziehendem Humor und meiner Begeisterung für Hip-Hop und Breakdance.

Dass diese klassenfeindlichen Kunstformen Mitte der achtziger Jahre nicht nur geduldet, sondern oft sogar offiziell unterstützt wurden, sagt einiges aus über diese Zeit und die langsam, aber sicher gelockerten «Zustände» in der DDR. In jeder größeren Stadt unserer Republik gab es eine Hip-Hop-Szene mit eigenen Breakdance-Crews und Rap-Stars. Bei der 750-Jahr-Feier von Berlin winkte sogar der Genosse Honecker einer Parade mit «Breakern» aus der ganzen Republik zu.

Was das «DDR-System» angeht, von dem heute noch so oft die Rede ist: Ich hatte zwar viel Respekt und ein bisschen Angst davor, aber eigentlich weder eine Ahnung noch eine andere Wahl. Wir hatten ja nichts. Trotzdem habe ich versucht, das Beste daraus zu machen, allerdings mit dem ständigen Blick nach «drüben» – immerhin konnte ich den West-Berliner Fernsehturm von meinem Schlafzimmer-

fenster in Potsdam aus sehen und auf unserem monströsen Schwarz-Weiß-Fernseher im Wohnzimmer auch das, was er sendete.

Ich wäre zu gern mal durch den bunten, «bösen» Nachbarstaat im Westen gewandert, einfach nur, um die Produkte aus dem Mainzelmännchenland «in echt» zu sehen, die Turnschuhe mit Klettverschluss, die Quarzuhren, Matchbox-Autos, Monchhichis, Zauberwürfel, Schlümpfe, Walkmänner und vor allem all die Hip-Hop-Platten, die da in den Regalen lagen. Ich wäre auch ganz bestimmt wieder zurückgekommen, schließlich kannte ich nur eine Tante und einen Onkel im Westen, mit denen wir aber wenig zu tun hatten.

Ich fühlte mich sicher und geborgen in unserem Land, in dem laut offizieller Vorstellung und meiner damals noch grenzenlosen Naivität jeder vom Pionier bis zum Parteivor-sitzenden den sozialistischen Traum von Weltfrieden und Gerechtigkeit träumte. Im Westen dagegen, das wusste ich aus der *tagesschau* und von *Aktenzeichen XY*, wurden ständig unschuldige Menschen entführt und ermordet, Banken überfallen, Drogen genommen oder Kriege angezettelt. Völlig ausgeschlossen, dass so etwas in unserem friedlichen Freundschaftsland passierte ...

So viel war klar: Ich liebte meine Lieben und lebte mein Leben zufrieden zwischen Broiler und Breakdance, zwischen *Willi Schwabes Rumpelkammer* und *Beat Street*, zwischen FDJ und Hip-Hop. Die blöden Sorgen wurden über-spielt, Probleme zu Herausforderungen herabgestuft. So bin ich nun mal. Außerdem hatte ich schon damals mehr Glück als Verstand und mich obendrein damit abgefunden, frühestens mit fünfundsechzig Lebensjahren zu Besuch in «den Westen» kommen zu können.

Und dann das: Auf einmal war die Mauer offen! Die gan-

zen schönen Westprodukte waren jetzt nicht nur zum Greifen nahe, sondern – unbegreiflich! – auch für uns greifbar. Für mich haben sich durch diese neuen Unmöglichkeiten mindestens so viele Träume erfüllt, wie geplatzt sind. Das ist der Lauf der Dinge, egal ob im Osten oder Westen.

Vieles von «damals» vermisse ich, vor allem, weil es nur noch in der Erinnerung lebt: meine Omas und Opas, die erste Liebe und die letzte Nacht zu Hause bei Mami und Papi, meine Freunde und unsere Streiche, die Diskothek «Orion» und manchmal sogar die «Montagsfilme». Wer da jetzt «Ostalgie» vermutet, irrt sich – ich vermisse nicht etwa die Deutsche Demokratische Republik, ihre Produkte und Ideale sehnsüchtig und sentimental, sondern das, was ich dort erlebt habe. Und genau darum geht es in diesem Buch. Folgen Sie mir unauffällig und genießen Sie die DDR – Dietrichs dolle Rückblicke.



# Anfangsschwierigkeiten

**A**n meine Geburten kann ich mich noch lebhaft erinnern. An alle beide. Schließlich habe ich live im Kreißsaal miterlebt, wie meine zwei Söhne zur Welt kamen. Aber obwohl ich angeblich auch bei meiner eigenen Ankunft auf diesem Planeten dabei war, kann ich mich an nichts erinnern. Dafür hat man schließlich Eltern. «Dunkel war's, der Mond schien helle, als mein Lars-Kind blitzesschnelle langsam um die Ecke bog», erklärte mir mein poetisch und humorig versierter Vater, was sich damals abgespielt hat.

Meine Mutter muss ihre zweite Entbindung, zehn Jahre nach ihrem Erstling Veit, etwas weniger romantisch wahrgenommen haben. Im Potsdamer Oberlinhaus war es nach ihrer Version meiner Geburtsgeschichte laut, kalt und ungemütlich, die Szenerie nicht etwa strahlend vom Mondlicht, sondern grell von flirrenden Neonstäben beleuchtet. Als die Wehen einsetzten, stand ein Schichtwechsel auf dem Plan. Die Hebamme zog sich schon mal um und seufzte meiner Mutter noch einen letzten Rat mit anschließender Gewissensfrage ins Ohr:

«Stellen Sie sich mal nicht so an. Wird's denn bald?»

Es wurde. Ein Junge. Lars Dietrich sollte er heißen, geboren am 2. Februar 1973. Noch am selben Tag trat die DDR der «Wiener Konvention über diplomatische Beziehungen» bei, eine Woche darauf nahmen Frankreich und England ihre Staatsangelegenheiten mit meiner neuen Heimat auf. Auch sonst war es ein bewegtes Jahr: Der Tischler und Mauerbauer Walter Ulbricht starb, und sein Nachfolger Erich Honecker legte den Grundstein für den «Palast der Republik» am Marx-Engels-Platz. In unserer Hauptstadt Berlin also, wo 1973 auch die X. Weltfestspiele der Jugend und der erste «Tag des Bauarbeiters» begangen wurden. Mir war das damals schon völlig egal, wenn man meinen Eltern glauben darf. Ich hatte genug damit zu tun, mich in die Familie einzuleben.

Mami und Papi heißen Rosemarie, kurz: Rosi, und Heinz-Rolf. Die beiden – er knapp vor eins achtzig, ein straßenköterblonder Schelm mit Schlafzimmerblick; sie schön, schwarzhaarig und ganz Frau – lernten sich im malerischen Elbestädtchen Pretzsch in Sachsen-Anhalt kennen. In der vierten Klasse. Wie um den Stammbaum noch etwas intimer zu machen, war ihr Schulleiter ein gewisser Herr Dietrich, der Vater meines Vaters. Er unterrichtete Deutsch, Latein und Geschichte. Die Familie meiner Mutter hieß Sette mit Nachnamen. Oma und Opa Sette waren ursprünglich mal Bauern gewesen, wobei Opa zu DDR-Zeiten in einer Hühnerfabrik der örtlichen Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft (LPG) Federn ließ und Oma den Haushalt schmiss.

Marlene Dietrich gehörte leider nicht zum engeren Verwandtenkreis, dafür aber noch unzählige Onkel, Tanten, Cousins und Cousinen, darunter erstaunlich viele Volkspolizisten und in Gestalt des jüngeren Bruders meines Vaters sogar ein Manager der DDR-Popgruppe «Lift». (Später

*Ein Strahlemann  
von Anfang an ...*



war Onkel Günter auch Beleuchter für die Show von DDR-Entertainer Uwe Jensen, über den man damals schon sagte: «Uwe Jensen, keiner will ihn, alle kennen.»)

Weil mein Vater eine Anstellung in Aussicht hatte, bekamen Rosi und Heinz-Rolf – inzwischen verheiratet und Eltern eines neunjährigen Sohnes – 1972 eine Dreiraum-Neubauwohnung in einer vierstöckigen braun-grauen Platte am Patrizierweg 59 in Potsdam in der Nähe von Berlin zugewiesen. Der Westteil der Stadt war ihnen sehr nahe; der

«antiimperialistische Schutzwall» stand nur eine Station mit dem O-Bus von unserer Haustür entfernt.

Mein Vater arbeitete hauptberuflich als Diplomeologe beim Rat des Bezirks von Potsdam und nebenbei als «Blockflöte», wie man die Mitglieder der sozialistischen Blockparteien in der DDR nannte. Er gehörte der LDPD, der Liberaldemokratischen Partei Deutschlands, an und vertrat sie fünfzehn Jahre und drei Legislaturperioden lang als Abgeordneter im Potsdamer Stadtparlament, für immerhin sechzig Mark im Monat. Dass dieser fröhliche Frühaufsteher dabei weder seinen Verstand noch seinen Humor verloren hat, rechne ich ihm hoch an.

Uns Jungs zog hauptsächlich meine Mutter groß, eine fingerfertige Schneiderin, die später eine Anstellung als Verkäuferin fand. Sie war eine herzengute und lustige Vollblutmama. Allerdings ließ sie nur eine einzige Form von Abnabeln zu: die durch die Hebamme im Kreißaal. Seitdem hat Rosi mich nicht mehr aus den Augen und Armen gelassen. Ein Glück, dass ich nicht zu Übertreibungen neige. Mal ganz im Ernst: Ich habe noch heute ein sehr inniges und enges Verhältnis zu meinen Eltern. Ich liebe sie, von ganzem Herzen. Und obwohl wir uns recht häufig sehen, könnte es sicher noch öfter sein, wenn es nach meiner Mutter ginge.

Trotzdem hat es mich ein wenig irritiert, als ich endlich in den Kindergarten kam und meine Mutter sofort dort zu arbeiten anfang. Nicht als Erzieherin, sondern als eine der Reinemachefrauen in der hauseigenen Putzkolonne. Aber immerhin: Ich kam in den Kindergarten, und Mami kam einfach mit. Morgens, nach dem Frühstück, wenn sich mein Vater zur Arbeit aufmachte, war es auch für meine Mutter und mich Zeit, das Haus zu verlassen. Ein kurzer Spaziergang durch das Morgengrauen, dreimal links und zweimal

rechts, am qualmenden Schornstein beim Heizhaus vorbei, schon waren wir da.

Der mütterliche Begleitschutz war natürlich lieb gemeint und im Grunde genommen sehr süß. Dennoch wurde ich den Gedanken nicht los, dass es sich dabei wenigstens zum Teil um eine Überwachungsmaßnahme handelte. Auch als Kind wollte man schließlich sein Privatleben genießen. Unter diesen Umständen war das unmöglich. Und es sollte mir eines meiner schlimmsten Kindheitserlebnisse bescheren.

# Ach, du lieber Weihnachtsmann!

**M**eine Kindergartenzeit habe ich noch ziemlich klar vor Augen, in einzelnen Bildern. Sie liegen kreuz und quer, sind eher unordentlich verteilt, wie lose Schnappschüsse in einem Fotoalbum. Hier ein Teller Grießbrei, der sehr unglücklich direkt in die Schuhe vom kleinen Ralf umkippt. Dort Ralfs verdutztes Gesicht, als er sich die Schuhe etwas später anzieht. Sieh mal, da ist ja auch Frau Lemnitz, die hübsche Erzieherin mit den kurzen braunen Haaren und dem lieben Lächeln. Ob sie so verdutzt guckt, weil sie sich gerade auf die Reißzwecken gesetzt hat, die Marco und ich ihr auf den Stuhl gelegt hatten?

Immer wieder gern gesehen auch die Momentaufnahme eines verdutzt stolpernden Kindes, dem ich kurz zuvor unterm Stuhl die Schnürsenkel aneinandergebunden hatte. Schadenfreude ist schon eine feine Sache. Ein paar der Schnappschüsse zeigen natürlich auch mich selbst, in wenigen Fällen sogar in getrübler Stimmung. Auf einem besonders schrecklichen Bild sieht man einen weinenden Lars, den der Weihnachtsmann zu trösten versucht, offenbar vergeblich. Aber der Reihe nach.

Unser Kindergarten war ein ganz normaler Ost-Kindergarten-Neubau; er sah aus wie alle anderen auch. Das war das Schöne: Kanntest du einen, kanntest du alle. Erstens waren es überall die gleichen Plattenkästen, von Karl-Marx-Stadt bis Rostock, von Magdeburg bis Frankfurt (an der Oder, natürlich). Drinnen waren sie auch fast komplett identisch – gräuliche Linoleumfußböden, hässliche Tapeten, helle Resopaltische, Stühle mit Metallgestell und Holzlehne. Eine leichte Variation gab es im Gardinendesign, es war entweder blumig gemustert oder in der Trendfarbe «Frisch erbrochen».

An den Wänden unseres Zimmers hingen überall dieselben Obst- und Gemüserntafeln, auf dem Boden lag das gleiche Spielzeug, von den Holzbauklötzen für die Jungs bis zu den Puppenwagen für die Mädchen. Irgendwo stand ein großer Holzschrank, in dem unter anderem die Decken für den Mittagsschlaf gestapelt wurden, daneben das Waschbecken mit den vielen kleinen Handtüchern. Gegessen wurde im selben Raum. Der Speiseplan wurde zentral für alle Schulen und Kindergärten erstellt, die Mahlzeiten vor Ort zubereitet oder von den Frauen und Männern der «Schulspeisungsküche» gekocht und geliefert.

Ein Bekannter meiner Eltern, Herr Tinnei, war dort Koch. Weil er außerdem ein netter Mensch und guter Freund war, bekamen wir manchmal Bananen von ihm. Dann stand er unangekündigt abends vor der Tür. «Mensch, Heinz-Rolf, ich habe unten Bananen im Kofferraum. Aber die holen wir erst so gegen zehn hoch, wenn es dunkel ist. In Ordnung?» Sonst wären die Nachbarn womöglich neidisch geworden. Hätte man sich mit einer Banane im Mund erwischen lassen, wäre die Frage «Wo hast du die denn her?» schon unangenehm genug gewesen, noch lästiger wäre allerdings: «Kannst du nicht für mich auch mal welche mitbringen?»

Also hielt man lieber die Klappe und lud bei Nacht und Nebel aus.

Wenn es im Kindergarten oder in der Schule mittags einmal eine besondere Leckerei gab, wusste ich, dass abends Herr Tinnei bei uns vorbeikommen würde. Eigentlich war alles, was wir in der großen Mittagspause auf den Tisch bekamen, sozialistisch gleichgeschaltet. Hatte man Glück, gab es Hefeklöße oder «Jägerschnitzel», sprich eine Scheibe panierte Jagdwurst. Schlimm, wenn auch nicht das Schlimmste, waren Nudeln, die so eng zusammenpappten, dass man sie im Stück in die Hand nehmen und davon abbeißen konnte. «Lecker, heute gibt es Nudelbirne!»

Zum Trost und als Nachtisch bekamen wir einen «gelben köstlichen» Apfel und ab und zu, falls ausnahmsweise welche übrig waren, auch mal eine halbe Banane. Serviert wurde das Schulessen auf kleinen Porzellantellerchen, die mit lautem Geräusch zerbrachen, sobald sie auf den Boden fielen. Dazu gehörten nicht besonders mundschmeichelnde dunkle Plastebecher für den kalten Pfefferminztee.

Ungut war auch, dass ein Kind überhaupt nichts zu essen bekam, wenn es seine Essensmarke nicht dabei hatte, wie ich sehr oft. Wer dann auch noch so ungeschickt war, sein Pausenbrot zu vergessen, wie ich noch öfter, musste improvisieren. Ich tat am besten einfach so, als hätte ich die Essensmarke schon in die dafür vorgesehene Schale gelegt.

Aber das war eigentlich nur eine kleine Unannehmlichkeit im Vergleich mit meinen absoluten kulinarischen Schreckensvisionen: Milch, Milchreis und Grießbrei. Ich hatte eine regelrechte Milch-Phobie. Aus gutem, grausamem Grund. Als ich mich an einem der ersten Tage im Kindergarten weigerte, die lauwarml Milch mit der unappetitlichen «Milchmannshose», dieser festen, dünnen, ekligen

**Als Gärtner  
trat ich  
schon im  
Kindergarten  
in Erscheinung  
(vorne rechts)**



Schicht auf der Oberfläche, zu trinken, wurde ich einfach dazu gezwungen.

«Lars, du trinkst jetzt deine Milch!»

«Die ist aber eklig.»

«So was Ungezogenes! Trink jetzt.»

«Ich will aber nicht!»

«Du bleibst so lange sitzen, bis du deine Milch ausgetrunken hast.»

«Das kann dauern ...»

Nach einer knappen Stunde wurde es der hier nicht weiter zu erwähnenden Pädagogin zu bunt, und sie zwang mir den weißen Kuhsaft in den Mund. Und was tat ich? Ich kotzte. Auf ihr neues Kleid, über den Tisch, den Stuhl und weite Teile des Bodens. Milch mag müde Männer munter machen; mich bringt sie einfach nur zum Würgen.